

# „Neue Formen gemeindlichen Lebens“

Ein Gespräch mit Regens Christian Hennecke über Kirchenbilder

*Unüberhörbar ist die Kritik, in den deutschen Diözesen würden die pastoralen Umstrukturierungsmaßnahmen oft seelen- und geistlos vollzogen. Über fehlende Visionen, die Veränderungsbereitschaft der Gläubigen und wichtige Impulse aus den Ortskirchen Afrikas und Asiens sprachen wir mit Christian Hennecke, Leiter des Priesterseminars des Bistums Hildesheim und des Fachbereichs Missionarische Seelsorge dort. Die Fragen stellte Alexander Foitzik.*

HK: Herr Dr. Hennecke, „Kirche, die über den Jordan geht“ haben Sie bewusst doppeldeutig ihre engagierte Streitschrift zur gegenwärtigen Lage der deutschen Ortskirche betitelt. Wo befinden wir uns heute, nachdem in allen deutschen Bistümern zum Teil heftige Umbaumaßnahmen und Neustrukturierungen stattgefunden haben? Stehen wir kurz davor, endlich das Land der Verheißung zu betreten, oder geht es mit der Kirche doch immer weiter den Bach herunter?

Hennecke: Der Titel steht für zweierlei: Für die biblische Perspektive, nach der Kirche keine Organisation ist, die wir managen und gestalten, sondern eine Wirklichkeit des von Gott

Der promovierte Theologe Christian Hennecke (geb. 1961) leitet seit 2006 das Priesterseminar des Bistums Hildesheim und ist zugleich auch Leiter des Fachbereichs Missionarische Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat. Seit 2005 ist er Mitglied im Nationalteam „Kleine Christliche Gemeinschaften“. Jüngste Veröffentlichungen: Kleine christliche Gemeinschaften verstehen. Ein Weg, Kirche mit den Menschen zu sein, Würzburg, 2. Auflage 2009; Glänzende Aussichten. Wie Kirche über sich hinaus wachsen wird, Münster 2010.

geführten Volkes. Der Titel erinnert aber auch an das „Murren“ des Volkes in der Wüste, so wie es heute auch in den Pfarreien murren. Wir befinden uns in der Situation, in der das Volk Gottes zwar die Früchte sieht, die die Kundschafter aus dem verheißenen Land gebracht haben. Wegen der möglichen Schwierigkeiten verweigert sich das Volk dennoch und entscheidet, wieder umzukehren. In der biblischen Geschichte verliert Gott darauf hin die Geduld mit seinem Volk und will es zunächst vernichten. Nach Interven-

tion des Moses hebt Gott schließlich die Verheißung zwar nicht auf, aber die Generation derer, die aufgebrochen sind, wird das verheißene Land nicht erreichen. Das Volk muss noch einmal eine Runde drehen, vierzig Jahre durch die Wüste.

HK: Eine drastische Strafe für das durchaus verständliche Murren ...

Hennecke: Ich will dies lieber als den barmherzigen Erneuerungswillen Gottes verstehen. Gott weiß um die Prägungen, die

dieses Volk hat. Solche Erfahrungen und Prägungen führen dazu, dass man sich schwer etwas anderes als das Vertraute vorstellen kann. So erlebe ich unsere Kirche derzeit als eine gut funktionierende Wirklichkeit, die aber für neue Impulse und Aufbrüche nicht wirklich offen ist. Um unsere Lage zu verstehen, ist die biblische Geschichte ideal: Es müssen bei denen, die aufgebrochen sind, noch nicht die entscheidenden Veränderungen stattfinden, und vielleicht erst die nächste Generation kann, ohne die prägenden Erfahrungen der Vergangenheit einen neuen Schritt wagen. Wir stecken mittendrin in einem solchen Übergang: Die Mehrheit der Christen lebt weiterhin, was sie erfahren, gelernt hat, und entwickelt sich dabei durchaus auch weiter. Im Schutz dieser Mehrheit aber wächst schon eine nächste Generation heran, die ganz neue Erfahrungen machen wird.

„Es fehlt uns an Bildern der Zukunft“

HK: Nun wird ja von unterschiedlicher Seite immer wieder kritisiert, dass diese Umstrukturierungs- oder Anpassungsmaßnahmen seelen- und geistlos vollzogen werden. Man zählt das Geld und die noch verfügbaren Priester, aber es fehlt an Ideen, an Visionen.

Hennecke: Ich höre diese Kritik mit sehr ambivalenten Gefühlen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat wichtige Impulse gegeben, die wir weithin noch gar nicht ausgeschöpft haben. Wir haben eine Vision von Kirche, die Vision von einem gegenwärtigen Christsein und eine Vision des Verhältnisses von Kirche und Welt. Und bevor mit diesen umfassenden Strukturmaßnahmen begonnen wurde, gab es auch einige wegweisende Aufbrüche: In den neunziger Jahren die Diözesan-Synoden, ab Mitte der neunziger Jahre ist man beispielsweise das Thema Sakramentenpastoral sehr konstruktiv angegangen und Ende des vorigen Jahrtausends kam es zu einer Rückbesinnung auf die missionarische Dimension der Kirche mit der Erklärung der deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat“.

HK: Das gemeine Kirchenvolk empfindet jetzt aber anders, sieht oft nur schiere Mangelverwaltung ...

*Hennecke:* Und auch dieser Eindruck stimmt, dass nämlich viel an Verwaltungs- und Begradigungsmaßnahmen durchgeführt wurde, ein, wie es bei den Unternehmensberatern heißt, „Downsizing“ in vielen Bereichen der Kirche. Aber gibt es wirklich eine Alternative dazu? Wenn wir die sakramentale Gestalt der Kirche nicht aufgeben, sondern weiterentwickeln wollen, dann müssen wir umstrukturieren, dann müssen wir auch nach der Anzahl der Priester schauen, die eine Pfarrei leiten können. Nur wirkt das eben wirklich nicht zukunftsgerichtet.

*HK:* *Gibt es demnach auch ein Vermittlungs- oder Kommunikationsproblem?*

*Hennecke:* Mit der gleichen Konsequenz, mit der Strukturmaßnahmen durchgeführt wurden, hätte auch ein innerer, geistlicher Prozess des Volkes Gottes gestaltet werden sollen. In diesem Prozess hätte es etwa darum gehen müssen, in welcher Weise die Kirche heute neu wachsen kann, welche Bilder wir für ihre Zukunft haben. Denn es fehlt uns an solchen Bildern der Zukunft. Welches andere Bild von pfarrgemeindlicher Seelsorge haben wir beispielsweise als das bestehende? Wo aber diese Bilder fehlen, lassen sie sich auch nicht vermitteln.

*HK:* *Woher bekommen wir solche Bilder der Zukunft?*

*Hennecke:* Man kann sie beispielsweise entdecken in den charismatischen geistlichen Aufbrüchen in unserer Kirche, von denen es ja viele gibt. Dabei geht es nicht ums Kopieren, um direkte Übertragbarkeit, sondern darum, Perspektiven zu gewinnen, wie Kirche auch sein könnte. Auch wenn wir außerhalb von Deutschland schauen, lassen sich Bilder des Aufbruchs sammeln. Es würde schon reichen, sich intensiver mit der französischen Kirche zu beschäftigen oder mit den Reformprozessen und -gemeinden in der anglikanischen Kirche in England. Und warum nicht auch mal hinschauen, wie die Kirche in Asien, Afrika und Lateinamerika lebt! Auch dort könnten wir uns von Bildern inspirieren lassen. Wo nur Strukturmaßnahmen durchgeführt werden und es kein lebendiges, gefülltes, inneres Bild der Zukunft gibt, bleiben Strukturmaßnahmen eben nur Strukturmaßnahmen, wird alles nur als Verlust- und Abbruchgeschichte erfahren.

*HK:* *Wie steht es denn grundsätzlich um die Veränderungsbereitschaft in den Gemeinden?*

*Hennecke:* Da darf man nicht nur die Widerstände und Ängste sehen. In den letzten zwei oder drei Jahren lässt sich gleichfalls eine große Offenheit beobachten bei Gemeindegliedern, Pfarrgemeinderäten, Ehrenamtlichen, eine hohe Sensibilität und Wachsamkeit in dieser Phase des Übergangs. Wo es eine zukunftsweisende Perspektive gibt, ist man auch nicht abgeneigt, dieser zu folgen.

*HK:* *Wie und vor allem von wem wären demnach Prozesse zu initiieren, die zu solchen Bildern der Zukunft führen?*

*Hennecke:* Das ist schon die Aufgabe der Leitung. Es darf eigentlich nicht sein, dass beispielsweise ein Dechant seinem hauptamtlichen Team oder den Ehrenamtlichen erklärt, er wisse eigentlich auch nicht, in welche Richtung es im Dekanat weitergehen soll. Es gehört jetzt zu den Herausforderungen der Leitung, auf welcher Ebene sie auch immer wahrgenommen wird, solche Prozesse zu initiieren. Die Leitung muss eine Vorgabe machen, dann aber in ein möglichst breit angelegtes Gespräch eintreten. So bräuchte es jetzt wohl auch, regional bis lokal, synodale Prozesse, die möglichst viele Menschen einbeziehen. Die Leitung aber muss schon die grobe Richtung zeigen.

„Je größer die pastoralen Räume, desto lokaler muss Kirchenentwicklung werden“

*HK:* *Die Hauptsorge und auch der gelegentliche Ärger vieler Gläubiger richtet sich derzeit auf die immer größer werdenden, entsprechend unüberschaubaren und anonymen pastoralen Räume. Es besteht die Sorge, dass Glaube und Kirche ortlos und damit seelenlos werden, die Gläubigen heimatlos.*

*Hennecke:* Wenn ich mir den Prozess in unserem Bistum anschau, gab es am Anfang der Umstrukturierungsmaßnahmen eine fatale Unklarheit – aber wir haben daraus gelernt: Wenn Pfarreien zu neuen größeren pastoralen Räumen zusammengeführt werden, darf es nicht, wie immer man diese Gebilde dann nennt, heißen, hier entstehe die neue Gemeinde. Denn das bedient genau diese Angst, dass die lokale Identität verschwindet. Das ist aber nicht so! Dort wo wir Pfarreien neu strukturieren und zentralisieren, geht es um das sakramentale Handeln der Kirche und die Priester und Hauptamtlichen, die dann für den ganzen Raum zuständig sein sollen. Aber wir müssen sorgfältig unterscheiden: Hier die neue Struktur, dort das lokale Leben der Gemeinden. Es ist doch weltkirchlich gesehen Standard, dass es große Pfarreien gibt, sehr wohl aber auch viele lokale Identitäten, Gemeinden vor Ort bestehen. Je größer die Räume werden, die ein Pfarrer und sein Team, Hauptamtliche wie Ehrenamtliche, begleiten und leiten, desto lokaler muss Kirchenentwicklung werden. Das verändert natürlich die einzelnen Rollen extrem und schafft Unsicherheit. Das ganze Gefüge, Pfarrer, Hauptberufliche, Diakone, Ehrenamtliche gerät in Bewegung.

*HK:* *Sind die Gemeinden ausreichend vorbereitet auf diese Veränderungen? Solche Rollenwechsel verlangen nicht nur die grundsätzliche Bereitschaft, sondern auch hohe Kompetenzen auf allen Seiten. Muss hier in den einzelnen Christ, die einzelne Christin nicht noch deutlich investiert werden?*

*Hennecke:* Auch das müssen wir differenziert sehen. Eines ist doch in den letzten Jahren deutlich zu beobachten bei Christin-

nen und Christen: Der Hunger nach Glaubensidentität und spiritueller Identität wächst bei den Engagierten sehr stark. Ob diese Bewegung genügend begleitet wird, da bin ich mir nicht so sicher. Auch verwechseln wir zu oft noch das Bedürfnis nach spiritueller Verwurzelung eines Christen mit seiner Aktivität in der Gemeinde. Der „engagierte“ Christ gilt als einer, der sich aktiv am Gemeindeleben beteiligt. Fragen, wo er seine Glaubenssubstanz findet, wie er diese vertiefen kann, wie er seinen Ruf, seine Gabe entdeckt, bleiben noch allzu oft unbeantwortet.

HK: *Dabei müssen Gemeinden und ihre Hauptamtlichen ja auch noch „volkskirchlichen“ Erwartungen genügen und etwa bei Kommunion und Firmung nach wie vor eine jahrgangsorientierte Sakramentenkatechese anbieten und durchführen – eine schwierige Übergangssituation.*

Hennecke: Sicherlich, aber es ist schon eine deutliche Verschiebung spürbar: die Frage nach dem Christ-Werden und Christ-Bleiben verschiebt sich immer mehr in Richtung auf Erwachsene. Es gibt beispielsweise fast so etwas wie eine Bewegung der Glaubenskurse für Erwachsene – in der evangelischen Kirche im Übrigen genauso wie in der katholischen. Künftig werden wir uns immer stärker darum bemühen müssen, wie Menschen, die schon Christen sind, es auch weiterhin sein können beziehungsweise wie sie darin weiter wachsen. Die Gleichung, die früher galt, stimmt heute nicht mehr, dass, wenn einer erwachsen geworden, er auch Christ geworden ist. Wir bleiben alle Glaubenschüler und so sieht es auch das Evangelium. Wir bleiben Menschen, die immer wieder neu nach Gott, nach Christus suchen, eine Form christlicher Existenz immer wieder finden müssen.

HK: *Was heißt das konkret für den Einzelnen – gerade in seinem Verhältnis zur Gemeinde?*

Hennecke: Die Herausforderung an Zeugenschaft, an bewusste Übernahme des eigenen Glaubens, an ein ganz bewusstes Aneignen des Glaubens sind heute deutlich höher als früher in mehr oder minder geschlossenen sozialen Milieus. Immer mehr Menschen setzen aber auch schon hier ihre Prioritäten. Auf dem Land ist das etwas anders, aber in den Städten ist es doch keineswegs mehr so, dass beispielsweise Christen einfach dort in den Gottesdienst gehen, wo sie wohnen. Sie suchen vielmehr, vor allem nach einer echten, intensiven Gotteserfahrung. Eine andere Frage ist, wie heute einer überhaupt Christ wird. Was ist mit der immer größer werdenden Gruppe derer, die einen Kontakt zum Christentum suchen, aber nie mit unserer Tradition vertraut geworden sind? Das Thema „Erwachsenen-Katechumenat“ wird ein oder sogar das Spitzenthema künftiger Pastoral sein. Und wir brauchen eine neue Leidenschaft für Erstverkündigung.

HK: *Mit erwachsenen Katechumenen tun sich Gemeinden und ihre Hauptamtlichen eher noch schwer ...*

Hennecke: Weil mit dieser Weise des Christ-Werdens auch eine andere Weise des Kircheseins verbunden ist, korrespondiert. Die Art, wie Menschen heute Christ werden, wird nicht dazu führen, dass sie sich in bestehende traditionell geprägte Gemeindekerne so ohne weiteres einfügen. Das tun sie beispielsweise auch in Frankreich nicht. Damit stellt sich die Frage nach neuen Formen des Kircheseins. Der Übergang vollzieht sich schon, man kann durchaus schon sehen, welche neuen Formen gemeindlichen Lebens überall entstehen.

„Viel stärker auf das besinnen, was Katholizität bedeutet“

HK: *Wie lässt sich dieser Übergangsprozess so gestalten, dass die einen in ihren Gemeinden nicht heimatlos werden und die anderen überhaupt erst Heimat finden?*

Hennecke: Wir brauchen eine Doppelstrategie. Einerseits sind die zu stützen und zu fördern, die ihre Heimat gefunden haben und die auch das kirchliche, das gemeindliche Leben in Deutschland oft noch mit großer Kraft prägen. Sie schaffen mit ihrem Tun ja auch erst die Möglichkeit des Neuwerdens – ganz im Sinne des biblischen Bildes: Die Auszug-Generation, die Wüstenwanderer bergen die Jüngeren, beschützen auch deren Aufbrüche. Aber umgekehrt lässt sich auch nicht einfach sagen, 90 Prozent unserer Energie nutzen wir für die Bewahrung des Bestehenden und zehn Prozent für den Rest. Das vertrauensvolle Wachsenlassen neuer Erfahrung, auch der Mut zum Experiment braucht noch deutlich mehr Freiräume. Das gilt für Priester und Mitarbeitende in der Pastoral, aber auch für die Gruppen begeisterter Leute, die sich auf den Weg machen. Wir müssen und dürfen mit einer erheblich größeren Vielfalt leben. Das ist aber auch genau der Dienst, den beispielsweise der Pfarrer auszuüben hat, dass er nämlich diesen Dienst an der Einheit als Schutz der Vielfalt versteht.

HK: *Aber werden nicht doch die religiösen Virtuosen das Tempo angeben und die etwas fußlahmen volkskirchlichen Reste müssen schauen, wo sie bleiben?*

Hennecke: So will ich das nicht sehen. Alt und neu stehen nicht im Verhältnis von gut und böse, schlecht und besser zueinander, sondern unser postmodernes Zeitalter zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass nicht eine Form durch eine andere ersetzt wird, sondern dass es eine Vervielfältigung der Stile und Formen gibt. Wir müssen uns noch viel stärker auf das besinnen, was Katholizität bedeutet: Vielfalt undialektisch, einfach in ihrer Verschiedenheit würdigen können. Im Übrigen ist diese Vielfalt in den Städten zumindest nicht mehr zu übersehen – und zwar unabhängig von jeder Struktur. Auf dem Territorium der Innenstadtpfarre von Hannover finden sich mindestens fünf Gemeinden: die klassischen Kerngemeinden, eine Gemeinde, die im tridentinischen Ritus feiert und ein Jugendzentrum, in

dem am Sonntagabend auch Eucharistie gefeiert wird. Auf dem Land ist diese Vielfalt nicht so leicht zu leben, weil die Entfernungen zu groß sind. Aber die Gläubigen sind auch hier bereit, weite Entfernungen auf sich zu nehmen, wenn sie an einem bestimmten Ort ihre Erwartungen erfüllt sehen.

### „Das Bild vom Manager-Priester verliert deutlich an Kraft“

*HK: Sie sind seit Jahren in der Priesteraus- und fortbildung tätig. Pfarrer einer großen Seelsorgeeinheit zu sein, ist auch nicht für alle Priester und Priesteramtskandidaten verlockend. Auch bei ihnen weckt diese Übergangssituation doch Ängste und Unzufriedenheit.*

*Hennecke:* Bei den Priestern ist vor allem die hohe strukturelle Überlastung zu spüren. Immer noch ist die Solidarität der Gemeinden mit ihren Priestern erstaunlich hoch, aber sobald es um strukturelle Veränderungen geht, ist es der Priester, der leicht zwischen den verschiedenen Ansprüchen zerrissen werden kann. Er ist dann verantwortlich für alles, was es künftig nicht mehr gibt. Vielleicht wäre es wichtig, das ganze Gottesvolk an dieser Stelle stärker für die Veränderung der Gesamtsituation und für die veränderte Rolle der Priester zu sensibilisieren.

*HK: Sind die Priester denn schon ausreichend auf ihre neue Rolle vorbereitet?*

*Hennecke:* Auch bei den Priestern spielen die Bilder des Gewohnten eine starke Rolle und auch hier hängt vieles davon ab, welche inneren Bilder der zukünftigen Kirche vorhanden sind. Entsprechend muss in der Fortbildung besonders geschaut werden, dass man auch andere Weisen der Ausübung desselben Dienstes in den Blick nimmt. Nehmen Sie das Beispiel des Beerdigungsdienstes: In größeren Pfarreien finden schon einmal 150 und mehr Beerdigungen im Jahr statt. Es gibt gute Gründe dafür, dass ein Priester beerdigt, aber es gibt auch genauso gute Gründe dafür, dass er es nicht tut. Wieder stellt sich die Frage, welches Bild prägend ist. Daher müssen wir vor allem endlich einen breit angelegten Diskussionsprozess darüber starten, welche Rolle das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen spielt. Wenn die Pfarreien immer größer werden, lassen sich die klassischen Rollenbilder nicht mehr ausfüllen.

*HK: Gibt es einen bestimmten Menschentyp, für den der Priesterberuf in einer solchen Übergangszeit besonders attraktiv ist? Und was ist dran an dem Vorwurf, gerade die Jüngeren seien wieder deutlich klerikaler?*

*Hennecke:* Auch hier ist in den letzten Jahren eine Entwicklung spürbar. Das Bild vom „Manager-Priester“ verliert deutlich an Kraft gerade bei den jüngeren Priestern oder Priesteramtskandidaten. Die älteren Weihejahrgänge interpretierten ihre Rolle

oft sehr stark von dem aus, was ihnen mit der Weihe zugesprochen wurde. Die jungen entdecken unter den gegebenen Bedingungen jetzt wieder mehr, was es heißt, das Volk Gottes aus der sakramentalen Dimension heraus zu leiten, zu verkünden und Eucharistie zu feiern. Bei den jüngeren Priestern und Priesteramtskandidaten besteht ein gewisses Risiko, dass ihr Verständnis des Priestertums nicht genügend eingewurzelt ist in eine lebendige Erfahrung des Volkes Gottes. Die Priesteramtskandidaten kommen eben immer weniger aus blühenden Gemeinden, können gar nicht mehr alle aus einer lebendigen Gemeindeerfahrung herauswachsen. Sorge macht mir aber auch, wenn die Christusbeziehung und die damit verknüpften Entscheidungen nicht gut verwurzelt sind in einer menschlichen Reife. Dann ist die Versuchung groß, die Identität in einem neuen Klerikalismus zu stärken.

*HK: Seit einigen Jahren sind Sie innerhalb eines Teams bemüht, Theorie und Praxis der so genannten Kleinen Christlichen Gemeinschaften in der deutschen Ortskirche bekannt zu machen. Welcher konkrete Impuls kann aus dieser kirchlichen Lebensform in Afrika und Asien für die Kirche in Deutschland gewonnen werden?*

*Hennecke:* Dort, wo diese Kleinen Christlichen Gemeinschaften entweder als Basisgemeinschaften in Lateinamerika, in Afrika und ab den neunziger Jahren auch in Asien entstanden, erfolgt eine besondere Rezeption des Kirchenverständnisses des Zweiten Vatikanums: Der Blick auf die Würde des gemeinsamen Priestertums führt zur Frage nach der besonderen Kraft der Taufe. Und realistisch gesehen wird eine Kirche der Zukunft aus der gemeinsamen Kraft des Priestertums aller Gläubigen leben. Aber auch ein anderer Impuls des Konzils spielt in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften eine wichtige Rolle. Der Umgang mit dem Wort Gottes, der nicht voraussetzt, dass jeder Christ, jede Christin schon halbe Exegeten sind. Das in den Gemeinschaften praktizierte Bibelteilen geht davon aus, dass im Lesen der Schrift Gottes Wort zu jedem Einzelnen spricht.

*HK: Welche Erkenntnis könnte die Auseinandersetzung mit den Kleinen Christlichen Gemeinschaften gerade dort haben, wo man sich sorgt, dass Kirche in den immer größeren pastoralen Einheiten ortlos wird, ihre lokale Identität verliert?*

*Hennecke:* Diese Gemeinschaften sind eine direkte Antwort auf die Frage, wie der Glaube als Kirche an einem bestimmten Ort gelebt werden kann – nicht nur als eine geistliche Gemeinschaft und auch nicht als eine Art spirituelle Wahlgemeinschaft. So gehört der diakonische Aspekt, die Beziehung zur Welt immer wesentlich zu dieser Form des Kircheseins dazu. Wir sollten auch von diesen lernen, wie wir als kleine Kirche am Ort all das, was wir tun können, auch tun sollen. Katechese findet in diesen kleinen Gemeinschaften statt, Beerdigungen auch. Der Glaube wird dort gelebt, wo wir leben. Man geht

nicht zur Kirche, sondern ist Kirche, wo man lebt. Getragen ist diese Form kirchlichen Lebens von einer hohen Kultur des Vertrauens, des Bischofs gegenüber dem Volk Gottes und der Gläubigen gegenüber dem Bischof. Und schließlich ist es der charismen-orientierte Ansatz, der mich fasziniert: Jeder der zu der Gemeinschaft kommt, hat eine Gabe und ohne diese Gabe fehlt der Gemeinschaft etwas – das ist doch etwas anderes als unsere ehrenamtliche „Bedürfniskultur“, wo es heißt, wir brauchen noch einen, der dieses oder jenes macht.

HK: *Wenn Sie Gemeinden, Hauptamtliche oder Ehrenamtliche*

*hier in Deutschland mit dieser Form von Kirchesein konfrontieren, stoßen Sie eher auf Widerstand oder Zustimmung?*

*Hennecke:* Oft heißt es zunächst, wir wollen keine geistlichen Kuschelgruppen. Doch das ist ja gar nicht gemeint. Dann sorgt man sich, ob dieses Kirchesein sich überhaupt theologisch angemessen begründen lässt. Am Ende aber steht die Frage, ob von diesen Gemeinschaften nicht doch wichtige Impulse ausgehen könnten, gerade in dieser Phase tiefgreifender Strukturveränderungen. Weil je zentraler Kirche sich von ihrer sakramentalen Struktur her zeigt, desto lokaler muss sich Kirche entwickeln.